Der Hausfreund

UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT“

Nr. 2 Lemberg, am 13. Jänner (Januar) 1929

Jenny macht Karriere

Von Hans Bachwitz.

5)

Als sie nach einer reichlichen halben Stunde den Schlafwagen verließ, um frühstücken zu gehen, stellte sie mit Genugtuung fest, daß einzelne Herren sie mit unverhohlener Bewunderung anblickten und daß die wenigen Damen, die im Speisewagen saßen, ihren Anzug interessiert musterten. Darüber wunderte sie sich nicht, denn es war kein Zweifel, daß sie das Allerneueste trug, was die elegante Damenmode für Reise und Sport vorschrieb.

Jenny bestellte Kaffee und musterte die merkwürdige Gegend, ohne sich um ihre Mitreisenden zu bekümmern. Immer wieder fiel ihr die sonderbare Sprache auf, die um sie herum tönte. Daß drei Herren mit lebhaften Gebärden und ausdrucksvollem Mienenspiel offenbar italienisch sich unterhielten, mochte hingehen, daß aber unter den übrigen Mitreisenden kein einziger den heimischen Berliner Dialekt, sondern daß ganz zweifellos wienerisch sprachen, wunderte sie. Es war ja schließlich nicht anzunehmen, daß dieser Zug für Berliner verboten war, sonst hätte man ja wohl auch ihr den Zutritt versperrt. In diesem Augenblick hörte sie, wie ein Herr vom Nebentisch zu seinem Nachbarn meinte:

„Gegen Mittag samma da.“

„Ein Glück, daß ma den Zug noch erreicht hamm, ma red't so viil vom Streik!“

Streik? Jenny war an diese zeitgemäße Erscheinung gewöhnt. Als der Kellner ihr das Frühstück servierte, fragte sie, was für ein Streik drohe?

„Eisenbahn, Post, Telephon! Bitt' sehr!“ erwiderte der Kellner höflich, und Jenny bedauerte ein bißchen, daß es sich nicht um einen Streik in der Konfektionsbranche handelte. Sie wäre über ein paar Tage unverhoffte Ferien nicht böse gewesen, die ihr gestattet hätten, sich im Tiergarten in ihrer neuen Pracht zu zeigen.

Sie verzehrte ihr Frühstück mit größtem Appetit und wunderte sich gar nicht mehr, als man von ihr Zahlung in Schilling verlangte. Man hatte eben offenbar diese Währung auf den Zügen eingeführt, und da man andererseits die Beträge in deutsches Geld umrechnete, hatte man keine Mühe. Auffallend war nur, daß ersichtlich der Schilling weniger galt, als die Mark, obwohl sie Jenny zu erinnern glaubte, daß sie das Gegenteil gelernt hatte. Man kann aber schließlich von einer jungen Dame, die in lauter Abenteuern lebte, keine genügende Kenntnis der währungspolitischen Vorgänge erwarten.

In diesem Augenblick erschien der Schaffner, und es ließ sich nicht leugnen, daß er völlig anders aussah, als ein deutscher Eisenbahnschaffner in der Nähe von Berlin. Er war breit, behäbig, umfangreich, trug im braunen Gesicht einen merkwürdig stilisierten Bart, der die Oberlippe und die Wangen bedeckte, während er das Kinn freiließ, und Jenny erinnerte sich, diese Barttracht auf Bildern gesehen zu haben, die den alten Kaiser Franz Joseph darstellten. Bekleidet war der Schaffner mit einer etwas formlosen, schmutzigen, blauen Hose, einem dunklen Rock und einem Käppi, dessen Ursprung gleichfalls in der ehemaligen k. k. Monarchie gelegen war. Eine riesige rote Ledertasche hing ihm an breitem Lederbande über die Schulter, und in der Rechten hatte er eine ungeheure Beißzange.

Er schien aber ein sehr höflicher und umgänglicher Mensch zu sein, denn als er an Jennys Tisch trat, salutierte er höflich mit der Linken und bat um die Fahrkarte. Jenny, in seinen Anblick versunken, reichte ihm das grüne Kärtchen, ohne es anzusehen und der Schaffner versah es mit einem großen, kreisrunden Loch. Hierauf wandte er sich mit gewinnenden Formen an die Dame und fragte, ob sie nicht diejenige sei, die im Gepäckwagen einen großen gelben Koffer habe.

Mit Mühe war Jenny dieser Frage gefolgt und nickte. „Alsdann müssen's dö Bagaschi in Wean verzoll'n!“

Jenny war baff. Wean? Was hieß Wean? Was hatte sie dort zu suchen, und wie kam sie überhaupt dazu, in Deutschland ihr Gepäck verzollen zu lassen?

„Verzollen!!!“ Sie machte ganz runde, erstaunte Augen. „No ja,“ erwiderte der befremdliche Schaffner, „mir ham do heit in der Fruh d'Grenz'n passiert, weil's aber gar so fest geschlaf'n san, hammer Ihna nöt aufweck'n woll'n — und die Finanz hat dö Bagaschi plombiert. 's weitere send't hernach in Wean statt!“

Jenny hätte plötzlich einen Geschmack im Munde, als hätte sie Asche gegessen. Was erzählte der Mann da? Man habe sie nicht weck'n wollen, weil man eine Grenze passiert habe? Mit bebenden Fingern griff sie nach ihrer Fahrkarte. Wahrhaftig, da stand als Endziel Wien. Sie fühlte, wie sie blaß wurde und hatte das Empfinden, als erstarre ihr das Blut in den Adern.

„Ja, mein Gott,“ stotterte sie, „ich will doch nach Berlin!“ „Ja mei' Frail'n, da komm's mit uns net hin,“ meinte der Schaffner und wiegte bedauernd den Kopf, „da san's in aan falschen Zug einistieg'n.“ Und er schnaufte, um sein Mitgefühl auszudrücken, geräuschvoll durch die Nase, worauf er sich mit bedauerndem Achselzucken von Jenny ab- und den Mitreisenden zuwandte, die mit heiterer Anteilnahme der Unterhaltung gefolgt waren. Es kam Jenny vor, als hätte man ihr beide Füße abgeschlagen. Jedenfalls war sie außerstande, sich dieser Gliedmaßen zu bedienen. Unter der Lawine von Unglück, die aus dem heiteren Himmel angenehmer Erinnerungen auf sie herabgestürzt war, empfand sie zunächst das unabweisbare Bedürfnis, fassungslos zu schluchzen, wie Kinder, an denen der Weihnachtsmann mit leeren Händen vorbeigegangen war. Und schon füllten sich die Augen mit heißen Tränen, als sie durch diesen nassen Schleier einen Herrn erblickte, der nach kurzer Verneigung an ihrem Tisch Platz nahm und sie bat, ihm zu sagen, weshalb sie denn so unglücklich sei.

Die Aussprache des Ankömmlings verriet, daß er Reichsdeutscher war, und das tröstete Jenny ein wenig. Mit stockender Stimme berichtete sie ihr grenzenloses Unglück und fragte, wann sie denn so rasch als möglich von Wien nach Berlin würde fahren können. Der Herr zog ein bedenkliches Gesicht und erklärte, das wisse zur Stunde niemand, denn um 12 Uhr mittags beginne in Oesterreich der allgemeine Eisenbahner- und Postbeamtenstreik, und so viel ihm bekannt, sei dies der letzte Schnellzug, der bis Wien durchgeführt werde.

„Dös is scho recht, Herr,“ mengte sich hier mit korpulentem Stolz der Schaffner ins Gespräch, als sei er selbst der glückliche Urheber der Verkehrsstockung. „Eh daß ma nöt durchkemma san mit insere berechtigte Forderungen, fahrt ka Zug net, dös dürfen's glaum!“ Und er sah bei dieser Versicherung so vertrauenerweckend drein, daß niemand an seinen Worten zu zweifeln wagte.

Hier konnte Jenny die Tränen nicht mehr zurückhalten, und in zwei dicken Bächen rollten sie die Wangen herunter, tiefe Furchen in dem frischgepuderten Gesicht zurücklassend. Der mitfühlende Herr fragte sie, wie es denn möglich sei, daß sie in einen so absolut falschen Zug habe steigen können. Aber Jenny erklärte dieses Mißverständnis dermaßen, daß niemand daraus klug wurde. Sie habe einen Kommissionär beauftragt, ihre Fahrkarte und Gepäck zu besorgen, sei dann ganz kurz vor Abgang des Zuges am Bahnhof gewesen, es sei dann ein anderer Kommissionär gekommen, und ehe sie noch recht gewußt habe, was vorgegangen sei, habe sie schon im fahrenden Zuge gesessen. Dann gebe es keine andere Erklärung, als die, daß der Kommissionär zwei Bestellungen verwechselt und einen Passagier anstatt nach Wien nach Berlin und Jenny anstatt nach Berlin nach Wien expediert habe. Derartiges könne ja passieren und sei schließlich besser, als in der Dunkelheit die Treppe hinunterzufallen.

— Ob denn die junge Dame in Wien Anhang habe? Jenny schüttelte todestraurig den Kopf und bemerkte, das Allerschlimmste sei, daß sie nicht einmal nach Hause berichten könne, was ihr zugestoßen sei, denn der Poststreik bedeute ja natürlich die Unmöglichkeit, sich brieflich oder telegraphisch zu verständigen.

In diesem Augenblick fühlte Jenny, wie eine zweite Lawine auf sie hereinstürzte. Der Koffer! Der Kleiderkoffer!! Ein Kapital von vielen tausend Mark!! Wie wenn der Kommissionär auch hier eine Verwirrung angerichtet und die Gepäckstücke verwechselt hätte? Sie taumelte auf, fragte mit irren, überhasteten Worten, ob sie sich im Gepäckwagen vom Vorhandensein des richtigen Koffers überzeugen könne? Und der gutmütige Schaffner erbot sich sofort, sie zu führen. Gott sei Dank; das Allerärgste war vermieden, der Koffer stimmte und da die meisten Menschen schon getröstet sind, wenn ihnen inmitten eines großen Unglücks ein kleines Glück widerfährt, so gewann Jenny langsam ihre Haltung wieder und fügte sich, so gut es ging, in das Unvermeidliche.

Augenblicklich blieb ihr allerdings nichts weiter übrig, als auf die Bank ihres Schlafabteils zu sinken und vor sich hinzustarren. Die Lage war verzweifelt genug. Sie fuhr einem Ziele entgegen, das für sie viel Schlimmeres bedeutete, als Gefahr, nämlich Schande. Was würde die Firma von ihr denken, wenn sie von dem Ausfluge, den man ihr vertrauensvoll gestattet hatte, nicht zurückkehrte? Wenn man — Gott mochte wissen, wie lange — weder von ihr, noch von den kostbaren Kostümen erfuhr? Wenn man etwa — grauenhaft zu denken! — annehmen sollte, sie sei auf und davon gegangen, das anvertraute Gut für sich verwendend? Was sollte ihre unglückliche Mutter denken, was die philosophische Lehrerin, was die Dame ohne Scheidungsgrund? Man würde einen Steckbrief hinter ihr erlassen, auf allen Litfaßsäulen, in allen Zeitungen würde ihr bis jetzt unbefleckter Name stehen und darunter: „Eine ungetreue Angestellte!" Denn niemand würde ja auf den Gedanken kommen können, daß sie durch ein wahnwitziges Mißverständnis in den Schnellzug Rom—Wien geraten sei, zu allem Pech in den letzten, der vor Ausbruch des Streiks durch Oesterreich fuhr. Und selbst wenn es ihr jemals glücken sollte, nach Hause zurückzukehren und ihre Abenteuer zu berichten — wer in aller Welt würde denn so märchengläubig sein, ihrer Erzählung zu trauen? Hand aufs Herz: sie selbst würde sie für eine abgefeimte Lüge halten.

Durch den Tränenschleier vor ihren Augen sah sie die liebliche Gegend grau in Nebelwolken. Die satten Wiesen sonnenüberfunkelt, schienen schmutzig und voller Flecken wie ein zerschlissenes Kleid. Sie haßte diese Bauern in ihrer fremdartigen Tracht, ballte wütend die Fäuste, wenn sie an den dicken Schaffner dachte, dieses Element des Umsturzes, der das Seine zu ihrem Leide beitrug. Und fast ohnmächtig vor Scham ward sie, wenn sie sich an die Zügellosigkeit des gestrigen Abends erinnerte, an den berauschenden Tanz zu der Madjarenmusik, an den elenden Konsul und an den verruchten Sekt. Ganz zu schweigen, von dem hirnverbrannten Leichtsinn, 20 Mark für ein Abendessen auszugeben. Hätte sie sich nicht selbst so verloren, hätte sie sich beherrscht, ihre Vernunft nicht in Walzer und Champagner ertränkt, dann wäre ihr das ganze Malheur erspart geblieben. Dann hätte sie sich die Karte, die ihr der Kommissionär so eilig in die Hand gedrückt, genauer angesehen und wohl gemerkt, daß es nicht die richtige war.

„Nexte Station Wien — Franzjossefsbahnhof, bittä!" rief der Schlafwagenschaffner, indem er die Tür zu Jennys Abteil zurückschob. „Gnädigste haben etwas verloren, bittä?" fragte er eifrig, da er sich die Verzweiflung der Dame nicht anders zu deuten wußte. Aber Jenny sah ihn mit einem so wilden Blick an, daß er, „Pahdohn, Pahdohn!" murmelnd, eilig wieder verschw[illegible]

Mit mechanischen Bewegungen machte Jenny das Hutköfferchen fertig — o wie sie es haßte! Zuletzt warf sie den Eisenbahnroman hinein, den sie gestern abend erstanden und in den sie kaum einen Blick geworfen hatte. Was ging sie auch diese Frau Generalkonsul Pasada an, von der darin die Rede war? Sie raffte das Täschchen aus Schlangenhaut an sich — lauter Zeugen sträflichen Leichtsinns, wildester Verschwendungssucht, zog mühsam die Handschuhe an, trat auf den Gang hinaus. Da hielt der Zug in der mächtigen Bahnhofshalle.

Hier herrschte das wüste Durcheinander, das jedem Streik, der die gesamte Oeffentlichkeit in Mitleidenschaft zieht, vorausgeht. Menschenmassen blockierten die Perrons, überfielen die wenigen, noch diensttuenden Beamten mit Fragen nach den nächsten Zügen. Gepäckstücke lagen und standen umher. Streikleiter sorgten dafür, daß kein Griff mehr, als unbedingt zulässig und notwendig, getan werde.

Jenny, den Hutkoffer in der einen, das Täschchen in der anderen Hand, trieb im Strom der Reisenden durch den Ausgang. Ihr Gepäck wurde in der allgemeinen Aufregung nur sehr flüchtig untersucht, und das war ein Glück, denn sonst hätte man sich wohl in kostspieliger Weise mit den nagelneuen Kostümen befaßt. Bald darauf stand Jenny auf dem Platz vor dem Franz-Josefsbahnhof in Wien zu einer Zeit, wo sie eigentlich auf dem Platz vor dem Anhalter Bahnhof in Berlin hätte stehen müssen.

Immerhin versuchte sie mit der Spannkraft der Jugend und dem praktischen Sinn des Mädels aus dem Volke ein wenig Ordnung in das Chaos ihrer augenblicklichen Existenz zu bringen. Sie war vom Gewitter auf freiem Felde überrascht worden — gut, sie mußte eben trachten, so passend wie möglich das Gewitter zu überstehen. Aber neue Wolken umstürmten ihren Horizont. Jedes Hotel, vor das sie das Taxi fuhr, war überfüllt. Nein, es sei ganz und gar unmöglich, auch nur ein Badezimmer freizumachen. Jenny bekam langsam Selbstmordgedanken. Was sollte sie in dieser fürchterlichen wildfremden Stadt anfangen, ohne Rat, ohne Hilfe, ohne Obdach?

Endlich gab ihr ein mitleidiger Hotelportier eine Auskunft, indem er ihr riet, möglichst sofort nach Schloß Adlersgreif zu fahren. Schloß Adlersgreif? Ja, das sei ehemaliger Besitz eines Erzherzogs, zwei Bahnstunden von Wien, am Fuße der Alpen, in herrlicher Landschaft gelegen und nach dem Umsturz von einer holländischen Aktiengesellschaft erworben und zu einem internationalen Hotel umgebaut. Sie müsse mit der Südbahn bis Neun am Rain fahren, dort warte das Hotelauto. Soviel er wisse, ließe die Südbahn noch einige wenige gemischte Züge fahren. Dort in Schloß Adlersgreif sei sie als Landfremde jedenfalls besser und sicherer aufgehoben als in Wien, das für ein so junges, so hübsches und alleinstehendes Mädchen ein brenzliches Holzpflaster sei, wo man auf allerhand Abwege ohne Umwege zur Hölle fahren könne. Auf eines müsse er allerdings noch hinweisen: in Adlersgreif verkehre nur exklusive Gesellschaft, und er hoffe, daß die junge Dame dieser Gesellschaft angehöre. Sonst könne sie Schwierigkeiten haben, aber soweit er beurteile — und er umfaßte Jennys Erscheinung mit einem anerkennenden Blick — habe sie in dieser Hinsicht nichts zu befürchten.

Jenny war schon dankbar, daß ihr aus ihrer Bedrängnis überhaupt ein Ausweg winkte, sprang wieder in das Taxi und ließ sich zum Südbahnhof fahren. Unterwegs besorgte sie sich noch einige wichtige Einkäufe zur Vervollständigung ihrer Ausrüstung und machte sich dabei äußerste Sparsamkeit zur Pflicht, denn sie wußte ja nicht, wie lange diese aufregende Exkursion noch dauern würde.

Auf dem Südbahnhof herrschte ein Gedränge, daß es zunächst ausgeschlossen erschien, überhaupt bis an den Zug zu kommen, der am Bahnsteig hielt und aus mehr Güterwagen als Personenwagen bestand. Ein ohrenbetäubendes Geschrei und Geheul, untermischt mit allen möglichen Vierlauten, erfüllte die Luft. Jenny hatte das Glück gehabt, einen herkulischen Träger zu erwischen, der durch die rührend hilflose Lieblichkeit ihrer Erscheinung und die Aussicht auf ein ihm versprochenes fürstliches Trinkgeld bestochen, ihren Koffer auf den Rücken genommen und ihr mit der ganzen Brachial-Gewalt eines Mannes, der mit Klavieren, Fangball spielen konnte, einen Weg durch die schier undurchdringliche Menschenmauer gebahnt hatte. Er schleuderte den Koffer in einen Gepäckwagen und wollte Jenny beim Einsteigen behilflich sein, indem er eine Pratze, groß wie zwei Morgen Weideland, vorstreckte und aufforderte, den Fuß darauf zu stellen.

„Was?? In den Gepäckwagen soll ich??" fragte Jenny.

„No, was denn?" lachte der Mann, „denkens am End, hier teans Ihnen z'lieb a Budowahr einrichtn? Haltens Ihn' nur dazu!"

Da merkte Jenny, daß sie unter die Wilden geraten war, und kletterte in den Gepäckwagen, wo sie von einigen anderen Reisenden, die dort auf ihren Gepäckstücken saßen und lagen, mit herzlichem „Grüß Gott!" und der Bitte, sich nur ja recht dünne zu machen, empfangen wurde. Und plötzlich mußte Jenny trotz ihrem Jammer lachen. Der Mensch gewöhnt sich

ans Pfählen, und sie hatte sich bereits daran gewöhnt, schiffbrüchig geworden zu sein. Schließlich war ihr das alles ja ohne eigenes Verschulden zugestoßen. Eine Tücke des Schicksals. Waren nicht ganz andere Menschen erst verschollen gewesen und urplötzlich wieder aufgetaucht? Kolumbus, Stanley, Amundsen. Man konnte von ihr nicht verlangen, daß sie einen Eichbaum mit den Wurzeln ausriß, oder das Rad des Schicksals rückwärts steuere. Eines Tages würde dieser dumme Streik schon sein Ende erreichen, und dann würde sie im Triumph nach Berlin zurückkehren, die geretteten Kostüme im Koffer. Man mußte das Ganze als unfreiwillige Ferienreise betrachten, und wenn es in dem Hotel Schloß Adlersgreif wirklich so schön war, wie man ihr versichert hatte, dann bekam die Sache sogar ein interessantes Gesicht. In der exklusiven Gesellschaft verkehren — welches hübsche junge Mädel hätte das nicht gewünscht? Wer weiß? Wer weiß? Am Ende lebte sie in einem Märchen, und wenn sie sich das vorstellte, hatte sie sogar ein ganz klein wenig Angst vor dem Erwachen.

Während dieser Reflexionen hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt und holperte langsam durch die Landschaft. Jenny fühlte bald, daß es kein Vergnügen war, im Gepäckwagen eines gemischten Zuges zu fahren und besonders die zahlreichen Kurven stellten die Widerstandsfähigkeit ihres Knochenbaues auf eine harte Probe. Dazu kam, daß im Innern des Wagens, der nicht nach den Kräutern Arabiens duftete, sondern mehr nach Olmützer Quargeln und ungarischen Salami, ein Halbdunkel herrschte, das den Augen wehetat und nicht gestattete, die Mitreisenden zu erkennen. Jenny hockte auf ihrem Koffer und hielt sich krampfhaft an den Querleisten fest, um nicht herunterzufallen. Rechts neben ihr saß auf einem kleinen Segeltuchköfferchen ein Mann, der ihr den Rücken zukehrte, eine Landkarte auf den Knien ausgebreitet hatte und eine elektrische Taschenlaterne darüber spazieren führte. Er machte den Eindruck eines Menschen, der um sich herum eine unsichtbare Mauer errichtet hat, und dem es völlig gleichgültig ist, was außerhalb dieser Schranke vorgeht.

Dabei hatte er aber nicht mit einem gemischten Zuge auf der Südbahnstrecke gerechnet, der als eine Art Streikbrecher übellaunig genug seinen Dienst versah. Er wollte ihn offenbar so rasch als möglich beenden, um sich mit entschuldbarer Verspätung in die Reihe seiner Genossen zu stellen und gegen die Arbeit zu demonstrieren, und so hatte er — zufällig oder absichtlich — übersehen, daß er die verdammte Pflicht und Schuldigkeit hatte, in Erbolzheim zwei Minuten zu halten. Sein Versuch wäre auch beinahe geglückt, denn Erbolzheim ermangelte durchaus des Charakters eines Eisenbahnknotenpunktes, und es lag eigentlich so gut wie niemals das Bedürfnis vor, dort zu halten. Heute aber begehrte der Gütler Johann Sebastian Kogl dringendst, in Begleitung seines in Busch, einem vier Stationen früher gelegenen Dorfe erstandenen braunen Zugochsen den unmittelbar hinter der Lokomotive befestigten Viehwagen ausgerechnet in Erbolzheim zu verlassen, und als er merkte, daß der Lokomotivführer mit einem triumphierenden Pfiff Erbolzheim links liegen zu lassen die schnöde Absicht bekundete, schrie er Lärm. Und zwar dermaßen urwüchsig und von strotzenden Kraftausdrücken knatternd, daß der Lokomotivführer fluchend den Hebel so gewaltsam herunterriß, daß der Zug fast auf der Stelle zum Halten kam und die Puffer klirrend ineinanderstießen. Es gab einen gewaltigen Stoß, der nicht nur dem Gütler Kogl und seinem Zugochsen zu einer unverhofften Sitzgelegenheit verhalf — nein, auch unter den besseren Passagieren löste er seine Wirkung aus, und insbesondere fiel in dem uns bekannten Gepäckwagen der topographische Forscher von seinem Segeltuchköfferchen herunter und rollte, die Taschenlaterne in der erhobenen Rechten, zu Füßen Jennys, der es gelungen war, im letzten Moment an der Kofferlasche Halt zu finden.

„Machen Sie doch das Licht aus!" befahl Jenny vom ersten Schreck erholt und versuchte das modische Röckchen über die tadellosen Schienbeine herunterzuziehen, die im vollen Rampenlicht der auf sie gerichteten Laterne seidig glänzten. Das Licht erlosch sofort, und der im Dunkel liegende Herr murmelte: „Verzeihung!"

Inzwischen war der Streik Kogl contra Südbahn zur Zufriedenheit aller Ochsen geregelt und der Lokomotivführer riß den Hebel wieder herum, was ein so jähes Vorwärtsstürmen des Zuges veranlaßte, daß der kaum überwundene Rückstoß paralysiert wurde. Der Eigentümer der Taschenlaterne hatte sich soeben wieder aufgerichtet und wollte erneut auf seinem Köfferchen Platz nehmen, um seine Studien fortzusetzen. Er hatte auch bereits das Laternchen in sicherer Entfernung von Jennys einzelnen Bestandteilen angeknipst, als er das Opfer des anstürmenden Dampfrosses wurde und sich jählings in Jennys Arme geschleudert sah. Es glückte ihm auch diesesmal, die Studierlampe zu retten, und ihr gelbes Lichtkügelchen beleuchtete jetzt voll Jennys Gesicht. Anstatt es nun aber sofort zu entfernen, da er doch merken mußte, wie die geblendete Dame die Augenlider zusammenkniff, leuchtete der Zudringling vielmehr mit methodischer Gründlichkeit sämtliche Gesichtszüge ab und sagte schließlich, durchaus nicht bewundernd, sondern überrascht: „Oh!"

„Nehmen Sie doch das Licht weg!" rief Jenny erzürnt. Worauf der Forscher, um sie nicht ausknipsen zu müssen, die Laterne umdrehte und sich selbst in voller Beleuchtung präsentierte. Einen Augenblick stutzte Jenny, und dann sagte sie gleichfalls: „Oh!"

Denn es läßt sich nicht länger verheimlichen, und unsere scharfsinnigen Leser haben es ohnehin erraten: Der Mann mit der Taschenlaterne war jener Straßenbahnschaffner, mit dem Jenny vorgestern gefahren war, und dem sie so dankenswerte, wenn auch nicht befolgte Ratschläge verdankte.

„Wir haben uns doch schon einmal gesehen —" sagte Jenny schließlich immer noch erstaunt.

„Allerdings, mein gnädiges Fräulein", erwiderte der Merkwürdige. „Vorgestern — auf einem anderen Schienenweg —."

„Dann sind Sie also wirklich der Knipser — Verzeihung — der Schaffner — — —"

„Im Ruhestande, mein gnädiges Fräulein. Oder besser: a. D."

„Das ist aber sonderbar!"

„Wieso?"

„Na erlauben Sie mal — vorgestern verkauften Sie noch Elektrizität im Kleinhandel, und heute sind Sie ein feiner Herr!"

„Sie überschätzen mich. Die Sache war ganz einfach. Wie ich vorgestern nach Hause komme, hat mir meine Wirtin die Gewinnliste der Lotterie zum Besten abgebauter Privatbeamter hingelegt und eine Nummer dick unterstrichen. Vor ein paar Wochen nämlich schenkte mir ein Fahrgast an Stelle baren Trinkgeldes ein Los dieser Lotterie, und da ich leider sehr nachlässig bin — ganz besonders den Wertgegenständen dieses Lebens gegenüber, so gab ich es meiner Wirtin zum Aufbewahren. Nun, ich hatte jedenfalls den dritten Hauptgewinn gezogen, einen kostenlosen Aufenthalt von vier Wochen im Hotel Adlersgreif mit allem Komfort. Da habe ich der Direktion der Straßenbahn sofort gekündigt, was ich ohnedies getan hätte, weil ich am selben Tage 300 Mark Honorar für meine kleine Schrift über „das Relevante in der Politik des Denkens" erhalten hatte und bin losgefahren. Sie haben mir Glück gebracht, mein gnädiges Fräulein, in jeder Beziehung. Jawohl — wenn ich mir überlege, daß der Eisenbahnstreik Veranlassung unseres Wiedersehens ist, so — — —" er brach plötzlich ab, räusperte sich verlegen. „Uebrigens: mein Name ist Hüngerl!" Er verbeugte sich schattenhaft.

„Hüngerl? So heißt doch auch — — —"

„Das bekannte Brot! Jawohl! Sehr richtig! Das Hüngerlbrot! Sehen Sie, das ist sonderbar, daß ein Brot Hüngerl heißen kann. Oder eigentlich auch wieder nicht," er sprach grübelnd. „Die Paradoxe dieser Zeit dürften über den kleinen Widerspruch Hüngerl und Brot nur die Nase rümpfen."

„Dann müssen Sie doch furchtbar reich sein, wenn Sie das Hüngerlbrot machen!"

„Im allgemeinen besitze ich sehr oft nicht soviel, um mir dieses ausgezeichnete Nahrungsmittel kaufen zu können."

„Sie machen sich ja lustig!" Jenny wandte den Kopf ab und schob die Unterlippe gekränkt über die Oberlippe.

„Aber durchaus nicht. Wie würde ich mir erlauben? Die Sache ist ganz einfach die: mein Vater war Bäcker. Simpler Bäcker und ein ehrenwerter Mann. Ich war und bin nun leider der Ansicht, daß die Bäcker, wenn sie Brotfabrikanten werden, nicht mehr ehrenwerte Männer sein können und deshalb — — —"

„Das ist doch Unsinn! Da dürfte doch kein Schneider Kleiderfabrikant werden, und keine Modistin dürfte ein Atelier auftun! Die Menschheit schreitet doch fort!" Das sagte sie sehr stolz.

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Chronik

Die Geschichte von den zwei Ringen

Das erste und letzte Kapitel dieser ergötzlichen Angelegenheit spielte sich neulich in Rouen, in der Familie des reichen Kaufmanns Honore Blondeau ab. Aber wie reich Honore ist, so geizig und knauserig ist er auch. Nimmt es da nicht wunder, daß Blondeau eines schönen Morgens seine nicht minder schöne Ehehälfte mit einem kostbaren, strahlenden, blendenden Diamantring beglückte? Doch das seltene, erträumte Glück der Madame war nicht vor langer Dauer. Aengstlich behütet, funkelte der schöne Stein in einer eigens hergerichteten Panzerkassette. Eines Tages aber war der Ring aus dem Behälter verschwunden. Diebeshände hatten sich der Kostbarkeit bemächtigt. Der Schmerz der Madame kannte keine Grenzen. Ganz Rouen besprach die mysteriöse Sache, und ein komplizierter Polizeiapparat wurde aufgeboten. Der Schuldige blieb unauffindbar. Die Zeit ging über den Verlust der Blondeaus hinweg und hatte andere Sorgen. Die Sensation von Rouen war fast vergessen. Da meldete sich eines Tages im Büro des Herrn Blondeau ein junger Mann in einer persönlichen, sehr wichtigen Angelegenheit. Er trat ins Kabinett, nannte seinen klangvollen Namen, Joseph Damars, und setzte den erstaunten Blondeauschen Blicken den gestohlenen Brillantring vor. Joseph Damars stellte gleich darauf seine Bedingungen: 20 000 Franken. Aber nicht der glänzende Stein da vor ihm blendete den reichen Geizhals, sondern die gewaltige Zahlenreihe dieser gewagten Forderung. „20 000 Franken Schweigegeld," schrie der schlaue Erpresser, „sonst erfährt im nächsten Augenblick ganz Rouen von Ihrer Schande. Der reiche Blondeau hat seiner schönen Gattin einen wertlosen, unechten Ring geschenkt!" Blondeau war blaß geworden und wischte sich den Schweiß von der Stirn, dann lagen ganze 20 000 Franken für einen verlorenen Ring in des Diebes Händen. Und Blondeau tat noch mehr. Um sich erneuten Forderungen des Erpressers zu entziehen, ließ er bei einem Juwelier eine echte Imitation des falschen Ringes herstellen und überreichte ihn eines Tages seiner überglücklichen Gattin mit den Worten: „Hier ist dein Ring, endlich hat die Polizei den Dieb gefaßt." Madame Blondeau hat heute noch keine Ahnung von der Geschichte mit den zwei Ringen.

Ehefrauen auf Abzahlung

Unter den heiratsfähigen Burschen in Damaskus herrscht eine begreifliche Erregung. Nach der dort herrschenden Sitte muß der ann, sobald er heiraten will, die Auserkorene ihrem Vater abkaufen. Bisher ging die Sache auch ganz gut, bis mit einem Male der Preis der Mädchen von ihren Vätern so hoch bemessen wurde, daß es nur noch den ganz reichen Burschen möglich war, sich eine Frau zu kaufen. Doch die jungen Burschen wußten Rat. Wozu hat man denn gehört, daß es in Europa und Amerika Waren auf Teilzahlung zu kaufen gibt? Dieses Kreditgeschäft wurde nun auch bei dem Heiratskauf angewandt. Ebenso wie man anderswo Möbel, Kleidungsstücke usw. gegen eine geringe Abzahlung kaufen kann werden jetzt in Damaskus die Mädchen an die heiratslustigen Männer verkauft. Ob sich dieses Teilzahlungsgeschäft weiter einbürgern wird, kann man vorläufig nicht sagen, da viele dieser jungen Männer nach einigen Monaten mit Ratenzahlungen im Rückstande bleiben und froh sind, wenn sie ihre auf Teilzahlung gekaufte Frau wieder auf bequeme Art und Weise loswerden.

„Ich küsse die Hand, Madam," fünfhunderttausendmal

Der spätere Geschichtsschreiber wird nicht umhin können, zu erwähnen, daß in den Weihnachtstagen des Jahres 1928 die Grammophonrenaissance ihre schönste Blütezeit erlebte. Als Endergebnis einer Umfrage, die unter Männern der Branche veranstaltet wurde, erfährt man, daß der Leiter eines der größten Berliner Spezialgeschäfte für Schallplatten den Weihnachtsumsatz aller Berliner Musikalienhändler auf vier bis fünf Millionen Schallplatten schätzte. Der Modeschlager „Ich küsse Ihre Hand, Madame", sei schätzungsweise fünfhunderttausendmal verkauft worden. Die Fabriken hätten den Bedarf an Platten mit diesem Lied, obwohl Nachtschichten eingelegt worden wären, nicht voll befriedigen können. Interessant ist, was man an Einzelheiten über den Publikumsgeschmack erfährt. Der Leiter eines Berliner Grammophonspezialhauses sagt: „In der Hauptsache wurden Tanzplatten verlangt, und zwar hauptsächlich die Schlager: „Ich küsse Ihre Hand, Madame", „Wenn der weiße Flieder wieder blüht" und „Das kleine Haus am Michigansee". An der Spitze des Umsatzes steht: „Ich küsse Ihre Hand, Madame". Dies Lied wird in allen möglichen Formen verlangt, geflüstert, gesungen, getrommelt und gepfiffen.

Das geschmuggelte Schwein

Der schlaue Schmalzer Sepp wollte ein Schwein über die bayerische Grenze schmuggeln. Zu diesem Zweck packte er seinen Hund in den Rucksack. An der Grenze verlangte der Zöllner die Oeffnung des Rucksackes. Der Schmalzer Sepp erklärte feierlichst, daß er ja nur seinen Hund in dem Rucksack habe. Würde er ihn öffnen, dann springe der Hund heraus und liefe bestimmt wieder zu seinem Hofe zurück. Der Zöllner bestand aber auf der Ausführung seiner Anordnung, und mit einem tiefen Seufzer öffnete der Schmalzer Sepp den Rucksack, aus dem sofort der Hund heraussprang und seinem Hofe zulief, der Schmalzer Sepp hinterdrein. Auf dem Hofe packte nun der Sepp statt des Hundes das bereitgestellte Schwein in den Rucksack und schritt neuerdings der Grenze zu. Diesmal verzichtete der Zöllner auf die Oeffnung des Rucksackes mit den Worten: „Laß nur dein Hundsvieh drinn, sonst lauft er dir wieder davon." Und freudestrahlend überschritt der Schmalzer Sepp die Grenze.

Der auf der Treibjagd erschossene Dackel

Bei einer Treibjagd in Baden war auch ein Dackel berufsmäßig anwesend, denn er gehörte einem der Jagdteilnehmer und war nach dessen Versicherung ein guter Jagdhund. Als die Treiberkette vorging und die Schüsse knallten, konnte er seine Jagdleidenschaft nicht länger zügeln und stürmte vor. Das bekam ihm aber schlecht, die Treiber hielten ihn für einen wildernden Hund und riefen: „Achtung, wildernder Hund" und ein Jagdgast schoß den armen Dackel kurzerhand nieder. Nunmehr verlangte sein Herr Schadenersatz für den Getöteten, den ihm das Amtsgericht Durlach auch aus folgenden alle Jagdteilnehmer interessierenden Gründen zuerkannte. Das Gericht erachtete eine Fahrlässigkeit des Beklagten bei der Tötung des Hundes für vorliegend, denn es habe sich nicht um einen Hund gehandelt, der wildernd oder aufsichtslos im Revier herumgestreift war. Der Hund war seinem Herrn aus der Hand geraten und sprang in den Trieb, als er die Schüsse fallen hörte. Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß der Hund wieder zu seinem Herrn zurückgekehrt wäre, wenn dieser ihn zurückgerufen hätte, als er das Fehlen merkte. Es drohte durch den Hund dem Wildstand auch keine wesentliche Gefahr. Dazu komme, daß es Mitte November war, wo auch frischgesetztes Jungwild und dergleichen nicht durch einen umherstreifenden Hund in Gefahr geraten wäre. Das Erschießen des Hundes war also nicht erforderlich, um eine drohende Gefahr von dem Wildstand des Jagdberechtigten abzuwenden, zum mindesten war der drohende Schaden so unerheblich, daß er in keinem Verhältnis stand zu dem Schaden, den der Beklagte durch das Erschießen des Hundes, eines brauchbaren Jagdhundes, angerichtet habe. Auch die Behauptung eines entschuldbaren Irrtums sei nicht entlastend. Von einem weidgerechten Jäger müsse verlangt werden, daß er wisse, daß, wenn ein Hund in einer Treibjagd mit den Treibern durch den Trieb renne, dadurch eine erhebliche Gefahr für den Wildstand nicht entstehe und daß im November für Jungwild keine Gefahr durch einen umherstreifenden Hund erwachse. Der Gastschütze müsse auch damit rechnen, daß ein im Trieb mitjagender Hund einem Jagdteilnehmer gehören könne, zumal wenn die Treibjagd schon lange im Gange sei. Der Beklagte habe deshalb fahrlässig gehandelt.



Vorsicht ist die Zierde des Ehemannes

„Emil, denkst du auch an das, was du mir gestern versprochen hast?"

„Nein, liebes Kind. Ich habe es mir anders überlegt. — Sag mal, was hatte ich dir eigentlich versprochen?"